



Totengräber bei der Beerdigung der 95-jährigen Margarita Popowitsch auf dem Friedhof von Tschassiw Jar bei Bachmut

Die letzten Bestatter von Bachmut

Text: Christoph Reuter, Fotos: Johanna-Maria Fritz, „Der Spiegel“ 6/2023

Sie transportieren Leichen durch Granatenhagel, sprechen Trauerreden, während die Russen schießen, und stecken Gebinde aus Plastikblumen. In einer Stadt an der Front, ohne Gas, ohne Wasser, ohne Strom, halten ein paar Ukrainer den Betrieb aufrecht. Sie werden schließlich gebraucht

Lange bevor Bachmut zu sehen ist hinter den sanft gewellten Hügeln, kann man die Stadt hören. Was im Winterdunst aus der Ferne erst klingt wie eine unaufhörliche Kakophonie, löst sich beim Näherkommen auf in ganz verschiedene Geräusche, die zu unterscheiden lebensrettend sein kann. Da sind die harten, trockenen Mündungsknalle der ukrainischen Geschütze, manchmal vibrierend, als ob sich ein Knall und sein Echo überlagern. Da ist das tiefe Wummern der russischen Einschläge, länger und manchmal gefolgt von einem Bersten und Krachen. Dazwischen klingt das Tacktackack schwerer Maschinengewehre, ab und zu das Zischen der Grad-Raketen, gefolgt von einer raschen Abfolge kleiner Explosionen.

Von der Hügelkuppe aus führt die Straße von Westen, der letzten halbwegs sicheren Zufahrt, schnurgerade Hunderte Meter abwärts ins Flusstal der Bachmutka. Der letzte Posten ukrainischer Soldaten vor Bachmut ist seit Tagen verlassen. Nicht weil die Armee die Stadt aufgegeben hätte: Im Minutentakt rasseln Panzer und Truppentransporter vorbei, Soldaten kommen in Lieferwagen und SUV, aber auch einem dottergelben Lada in die Stadt, der Kofferraum



Ein Mann rasiert sich im Keller eines Hauses in Bachmut

zusammengehalten von einem Stück Wäscheleine, alles überzogen von graubraunem Schlamm.

Der Posten, ein Quader aus tonnenschweren Betonblöcken mit Tarnnetz darüber, war ein zu leichtes Ziel für die russische Artillerie geworden, die ihn bereits einmal getroffen hatte. Die ganze Stadt, ihre Umgebung, seien zur Kampfzone geworden, sagt ein Soldat beim Aufwärmen an einem Holzofen, zur härtesten der ganzen Ukraine.

Seit Mai gibt es kein Gas mehr, seit vergangenem Sommer wird Bachmut von russischer Artillerie beschossen. Seit September gibt es kein Leitungswasser, seit Oktober keinen Strom mehr. Mitte Januar ist die Temperatur auf minus 15 Grad gefallen. Am 25. Januar gesteht die ukrainische Regierung ein, die Kontrolle über die kleine Bergbaustadt Soledar nördlich von Bachmut verloren zu haben. Dann erobern russische Truppen das Dorf Klischtschijiwka südlich von Bachmut. Aus dem Vorort Iwaniwske und dem Stadtteil Sabachmutka berichten zurückkehrende Soldaten von Häuserkämpfen. Der Artilleriebeschuss, der Bachmut über Monate zur Trümmerlandschaft gemacht hat und dessen Druckwellen fast alle Scheiben der noch stehenden

Häuser splintern ließen, verlagert sich Ende Januar für ein paar Tage vom Zentrum etwas nach außen. Die Russen wollen die Stadt einkreisen, abschneiden von den letzten Zugangsstraßen und der Versorgung.

Schon heute sieht Bachmut aus wie eine Geisterstadt, verlassen von neun Zehnteln ihrer einst 70 000 Bewohner. Hunderudel stromern durch verwaiste Straßen. Krähen-schwärme picken auf gefrorenen Müllbergen herum, die seit Monaten niemand mehr abholt. Doch immer wieder tauchen Menschen auf, die in Zeitlupe mit einem Handwagen voller Wasserkanister durchs Inferno schlurfen. Wie Jurij, ein Rentner mit Wollmütze, der gerade von einer Quelle am Stadtrand kommt: „Alle reden von Evakuierungen. Aber was soll ich woanders? Hier ist mein Haus, hier liegen meine Eltern begraben.“ Eine alte Frau schließt atemlos zu uns auf: „Woanders liebt uns niemand!“ Aber hier? „Hier ist Heimat.“

Das letzte Zehntel harrt aus. Vor allem die Alten von Bachmut wollen die Hölle ihrer Heimat nicht verlassen – auch wenn ihre Versorgung mit Lebensmitteln und Medikamenten nur noch von furchtlosen Nothelfern aufrechterhalten wird, die mit kleinen Transportern in die Stadt kommen. Alle



Bewohner überqueren den Fluss. Im Hintergrund sind dunkle Rauchschwaden zu sehen

Krankenhäuser Bachmuts sind zerstört, eine Ärztin bleibt und beteuert, zwei Kollegen seien bestimmt auch noch da.

Je näher man dem Zentrum kommt, desto gespenstischer wird es. Die östliche Seite jenseits des Flusses liege bereits in Sicht russischer Schützen, warnen Soldaten. Aber auch die „Punkte der Unbesiegbarkeit“, wie die Noträume mit Ofen, heißer Suppe und WLAN genannt werden, liegen weiter in Richtung Stadtrand. Ebenso die Verteilerstellen für Hilfsgüter und der winzige Markt, wo eine Handvoll Furchtloser Speck, getrockneten Fisch, Batterien, Filzstiefel und Wollsachen aus Kofferräumen und auf Tapeziertischen anbietet. Von morgens bis mittags, „dann wird der Beschuss zu stark“, sagt ein Mann, als ließe sich dem Krieg mit tageszeitlicher Umsicht entkommen.

Das Zentrum ist Verwüstung, Dröhnen und Leere. Bis auf das Erdgeschoss eines Eckgebäudes. An der Straße des Friedens, umgeben von zerbombten, verlassenen Gebäuden und zwei Häusern, die seit Tagen brennen, machen sechs Männer und zwei Frauen einfach weiter. Zwischen Sarghölzern aus Fichtenholz, Gestecken aus Plastikblumen, bunten Bordüren und schwarzen Synthetikjacken mit angedeu-

teten Taschen halten die Angestellten des städtischen Bestattungsinstituts den Betrieb aufrecht: Montag bis Freitag, von 8 bis 13 Uhr, samstags und sonntags geschlossen.

Im Verlauf einer Woche wird einer von ihnen verletzt, ein zweiter beinahe erschossen werden, schlägt eine russische Rakete im Innenhof ein. „Aber man könnte ja auch woanders einen Verkehrsunfall haben“, wirft Wiktorija ein, die stoische Herrscherin über den Empfangstisch: „oder von einem Ziegelstein auf den Kopf getroffen werden.“ Niemand widerspricht.

Sie sind eine zusammengewürfelte Schar. Wolodymyr, ein sanfter, rundlicher Endvierziger, dessen Familie es irgendwann aus Georgien nach Bachmut verschlagen hatte und den alle nur „Wowa“ rufen, kam als Matrose der ukrainischen Marine bis nach Somalia, war Bauarbeiter in Kiew, „alles außer Elektrik“, aber wollte immer zurück nach Hause. Serhij, der Älteste von ihnen, ist wütend auf die Russen, den immer wieder streikenden Leichenwagen und jeden, der im Weg herumsteht. Petja, der Jüngste, schaut so klein aus seiner übergroßen Kapuze und spricht so leise, als sei die Welt einfach zu groß für ihn. Er sagt, die Alten, die nun



Milana (4) isst ihren Borschtsch in einem behelfsmäßigen Esszimmer im Keller ihres Wohnhauses

stürben, hätten doch auch ein Recht, mit Würde begraben zu werden. Kostja, ein melancholischer Mittvierziger mit spärlichem Bart, ergänzt, dass sie hier wenigstens ein bisschen Geld verdienen könnten: „Sonst gibt es keine Jobs mehr. Und, nun ja, gestorben wird ja weiterhin.“ Iwan, der Chef, früher Polizist, räumt ein, dass es riskant sei, im Zentrum zu bleiben: „Aber diese Adresse kennen alle, da finden sie uns wenigstens.“

So unterschiedlich die Charaktere, so vielfältig ihre Gründe, sind sie sich in einem einig: zu bleiben. Es ist Wahnsinn. Oder, wie sie es sehen: Jeder überlebte Tag ist ein Sieg gegen die Zumutungen des Daseins. „Wir werden doch gebraucht“, sagen sie. Etwa 7000 Hrywnja kostet eine schlichte Beerdigung, umgerechnet etwa 170 Euro. Bei Toten ohne Angehörige zahlt der Staat.

Das Rattern der Maschinengewehre und Wummern einschlagender Geschosse aus der Ferne mischt sich ins helle Kleckern von Tanjas Heftklammerpistole, mit der sie im Werkstatttraum Schmuckbordüren an die Sargränder tackert. Aus einem kleinen Lautsprecher klingen Schlager der Neunzigerjahre. Alle paar Minuten setzt der zigfach repa-

rierte Generator aus, verschwindet alles in Finsternis, bis die beiden bleichen Energiesparlampen wieder angehen.

Wiktorija, in Schneeanzug, darüber eine Fellweste, Wollmütze und Filzstiefel, war bis zum Sommer beim städtischen Grünflächenamt für die Pflege der Blumenrabatten angestellt. Kein Job mit Zukunft in Bachmut. Aber sie müsse in der Stadt bleiben: „Ich habe mittlerweile zehn Hunde, zwei Katzen, drei Enten von all jenen, die gegangen sind!“ Mit jedem aufgenommenen Tier könne sie umso weniger weg, „je mehr Leute gehen, desto dringender muss sich doch jemand um die kümmern“.

Irgendwer müsse bald die tote alte Frau aus dem getroffenen Haus um die Ecke abholen, drängt Serhij. Die liege dort seit vier Tagen. Aber Andrij und Petja sind immer noch unterwegs, die Papiere für eine andere Leiche zu besorgen. Weiterhin gilt auch in Bachmut das bürokratische Prozedere, dass erst die Polizei prüft, ob bei einem Tod aus Alterschwäche nicht vielleicht doch Fremdverschulden vorliegt. Mit diesem Papier stellt das Gesundheitsamt den Totenschein aus. Nur, wo sind jetzt die letzten Polizisten, deren Wache längst in Trümmern liegt, wo liegen die Formblätter



Die Bestatter Petja und Kostja beim Befüllen von Kanistern an einer kaputten Frischwasserleitung in Bachmut

und Stempel? Alle Telefonnetze sind tot. Und wer stellt jetzt die Totenscheine aus?

Außerdem wollen Wowa und Kostja zeitig los. Sie wohnen immer noch auf der anderen Seite des Flusses, in Sabachmutka, wo russische Truppen sehen, auf wen sie schießen können, wo der Weg über die Brücke zum Russisch Roulette mit Granaten geworden ist. Das wiederum finden auch die anderen lebensgefährlich. „In meinem Haus ist genau ein Zimmer übrig“, sagt Wowa, „der Rest ist weg.“ Als sei das ein Wink des Himmels zu bleiben. Meistens laufe er jetzt übers Eis, meide die Brücke, möchte er die anderen beruhigen.

Draußen vor der Stadt, im Dunst des nächsten Morgens, taumeln ukrainische Soldaten in voller Ausrüstung über die Straße. Auf der anderen Seite lassen sie sich in klirrender Kälte auf einen gefrorenen Erdwall fallen, bleiben dort einfach liegen. Erschöpft, erleichtert, vor allem erschüttert: „113. Brigade“, sagt einer, „Ablösung.“ Fünf Kilometer seien sie gelaufen von ihrer Position nahe „Linie null“, der Front, bis hierher. Vier Tote, drei Verletzte, die Bilanz einer Nacht. Dann schweigt er und schaut in den Morgenhimmel.

„Sie kommen in Wellen“, wird später ein ukrainischer Soldat die vergangenen sechs Wochen in seiner Stellung außerhalb der Stadt rekapitulieren: „Die erste Welle der Russen, 10, 15 Mann, läuft auf unsere Stellungen zu. Fast alle von denen werden erschossen. Ab da wissen die russischen Aufklärer, wo wir sind. Drohnen haben die auch. Dann fängt die russische Artillerie an, unsere Gräben zu beschießen. Anschließend kommt die nächste Welle. Und noch eine. Manchmal ein Dutzend in 24 Stunden.“ Auf acht Russen komme ein Ukrainer, schätzt er das Kräfteverhältnis. Aber auch bei den Opfern lägen die Russen vorn, es stürben im Verhältnis weit mehr.

Sie würden so viele Russen erschießen, dass er sich nicht vorstellen könne, wie Moskaus Generäle damit noch lange weitermachen könnten: „Das ist wie Zweiter Weltkrieg.“ Doch auch ihre eigenen Verluste seien grauenerregend: „Wir waren 90, 95 Mann. Jetzt ist noch die Hälfte da, jeder Fünfte ist tot.“ Bis zur Ablösung hätten sie durchgehalten. „Aber nochmal?“ Und was solle man denen sagen, die einfach verrückt würden, die es nicht mehr aushielten? „Zwischen uns und den Russen sind oft nur noch 50 Meter, manchmal weniger.“



Wolodymyr, Kostja, Petja
und Andrej tragen den
Leichnam eines Mannes aus
dessen Wohnhaus



Eine Frau trauert um ihre getötete Mutter am Straßenrand nahe Bachmut



Petja bei der Leiche von Jurij in dessen Haus. Er war ein schwerer Mann, nur zu dritt bekommen sie ihn durch die vollgestellten Zimmer nach draußen

Manche würden die Angst nicht mehr ertragen, andere wiederum nicht, dass sie selbst davongekommen, ihre Freunde aber tot seien. Einige brächten sich um.

Dieser Krieg macht etwas mit allen hier. Manche macht er mutiger, andere wahnsinnig, wieder andere lebensmüde.

Als Wiktorija und die anderen an diesem Donnerstag morgens um halb acht ins Bestattungsinstitut gekommen seien, habe es draußen noch gebrannt, sagen sie. Das Bestattungsauto war so vorsichtig wie möglich zwischen zwei Gebäudeteilen im Hinterhof geparkt. Genau dort schlug in der Nacht eine russische Grad-Rakete ein, hat das Blech des Lieferwagens zerfetzt, verbogen, gekräuselt, als wäre es der Rüschenstoff des Grabschmucks. Die Werkstatt, der Schauraum mit 17 Särgen, der Empfang: unversehrt. Nur haben sie jetzt kein Auto mehr.

Und Wowja ist nicht gekommen. Ihn habe, soviel wissen sie von Soldaten, auf dem Heimweg eine Granate verletzt. Er habe nichts mehr gehört, kaum ein Wort herausgebracht, Folgen von Schock und Knalltrauma. Die Soldaten hätten ihn in ein Krankenhaus außerhalb bringen wollen. „Aber er hat sich geweigert“, sagt Wiktorija, sei dann nach Hause

gehumpelt. Anrufen könne man ihn ja nicht, fügt sie missbilligend hinzu. Niemand weiß, wie es ihm geht, ob er überhaupt noch lebt. Aber jetzt müssten erst mal drei Tote abgeholt werden.

Serhij flucht, läuft los, treibt ein Ersatzfahrzeug ohne Zündschlüssel auf, das er jedes Mal kurzschließen muss. Zu dritt brechen sie auf. Irgendwer hat „200, vierter Stock“ mit Filzstift auf die Haustür um die Ecke geschrieben, das alte sowjetische Armeekürzel für „Leiche“. Zwischen umgestürzten Möbeln finden sie Nina Kolomoizewa, ihr halber Kopf fehlt. Aber nirgends ein Ausweis mit dem Geburtsdatum. Zumindest die Todesursache ist eindeutig.

Irgendwo im Viertel Posjolok soll ein Mann tot auf seinem Sofa liegen. Aber wo genau? Immer wieder kurvt Serhij durch dieselben Gassen, kann die Adresse nicht finden, erntet meist nur Kopfschütteln auf die Frage nach dem Toten. Bis sie Jurij finden, der ein Haus mit verwildertem Garten bewohnte. „Ich verstehe das gar nicht, dass er gestorben ist“, ruft der Nachbar von Gegenüber herüber: „Er hatte einen Ofen, Holz und zu essen.“ Jurij ruht auf seinem Sofa, den Kopf zur Seite gelehnt, vielleicht war es ein Herzinfarkt.



Brennendes Wohnhaus nahe des Bestattungsunternehmens

Er war ein schwerer Mann, nur zu dritt bekommen sie ihn durch die vollgestellten Zimmer nach draußen. Meterweise Bücher, ein schwarzes, verstaubtes Klavier, darauf eine Schar grellbunter Plastikplüschtiere. Was für ein Mensch er wohl war? Dann hupt es von draußen, Jurij wird neben Nina verladen, weiter. Wenigstens haben sie für die dritte Person eine Adresse: Jubilejna-Straße, Block 2/4, zweiter Stock. Noch eine Nina.

Es ist einer jener Wohnblocks, die mit Fernwärme geheizt werden, jetzt aber eiskalt sind. Von Nina Michailowa, 73, pensionierte Bibliothekarin, ist nur der Kopf zu sehen, ihren Leib hatte sie in einen Baumwollschlafsack gewickelt.

Woran ist sie gestorben? War sie krank, ist sie erfroren? Verdurstet, weil sie irgendwann zu schwach war, aus ihrem Kokon wieder herauszukommen? Petja schneidet den Schlafsack auf, Ninas Zehen sind schwarz, ihr Körper so leicht, dass Serhij sie allein in den weißen Plastiksack legt, den Reißverschluss hochzieht und sie über der Schulter nach unten trägt. „Wartet!“, brüllt Petja aus einem Nebenzimmer, „ich muss noch ihren Pass oder irgendetwas finden.“ Er durchstöbert Schubladen, Kästen, findet schließ-

lich den Pensionsausweis. „Dawai“, los! Nicht zu lange bleiben, nirgends. Eine Nachbarin steht auf dem Bürgersteig, „ja, Nina, die hat hier gewohnt. Sie hatte wohl Krebs“, ein kurzes Lächeln: „Sie war so lebenslustig, hat sich gern mit allen unterhalten. Klug war sie.“ Und jetzt tot. „Ja.“ Keine Bestürzung, nur ein Nicken.

Als sie die drei weißen Säcke im improvisierten Leichenraum am Stadtrand ausgeladen haben, schaut Petja betrübt aus dem Seitenfenster des geliehenen Transporters, zeigt mit einer Kopfbewegung auf den zerschossenen Häuserblock gegenüber: „Da war meine Wohnung. Sie gehörte mir, ich hatte sie mit Erspartem gekauft.“ An einigen Stellen gähnen breite Löcher in der Fassade. Überall haben Druckwellen die Scheiben zerschmettert. Aus einigen Rahmen wehen Gardinen im Winterwind.

Jetzt wohne er wieder bei seinen Eltern. Dass er überhaupt bleibe, weiter arbeite, sei nicht wegen des Geldes. „Die Menschen wollen doch anständig, in Würde begraben werden, wenn es zu Ende geht.“ Nun, es sei nicht mehr viel, kein Gottesdienst, kein Priester, keine echten Blumen, und von der ersten Nina in der Horbatowa-Straße wissen sie

nicht einmal, ob sie wirklich am 21. Januar ums Leben gekommen ist. „Aber trotzdem.“

Je näher man Bachmut kommt, desto mehr dunkel gestrichene, umgebaute Lieferwagen zum Krankentransport stehen am Straßenrand – in weitem Abstand voneinander, damit eine Granate nur einen von ihnen träfe. Drei, vier Kilometer von der Kampfzone entfernt hat die Armee „Stabilisierungspunkte“ eingerichtet, wo die Verwundeten erstbehandelt werden.

Von außen ist am Abend nur ein Lichtschimmer erkennbar, der Ort muss geheim bleiben. „Rabbi“, ein Rettungssanitäter, der aus Israel zurückgekommen ist, wohin seine Familie einst ausgewandert, erlaubt die Anwesenheit des Journalisten-Teams, solange niemand im Weg stehe: „Wir müssen schnell sein. Immer.“ Es dauert nicht lange, und das Kreischen eines Kettenfahrzeugs nähert sich. Der Truppentransporter bremst abrupt, die Heckklappe senkt sich, zwei Soldaten springen heraus, tragen einen Verletzten in goldschimmernder Rettungsfolie hinein. Eine Viertelstunde später kommt ein Pick-up, ein Schwerverwundeter liegt in Eiskälte auf der offenen Ladefläche, schließlich wird ein Dritter gebracht. Es gebe auch ruhige Tage, sagt Rabbi. Heute sei keiner davon.

Drinnen arbeiten zwei, drei Sanitäter und ein Arzt zügig und leise. Mit einem tassengroßen Magneten ziehen sie kleine Metallsplitter aus dem Gewebe eines Schwerverletzten. Der schreit, dann verstummt er im Morphindämmer. Er hat große Muskelteile vom Bein, Knochenstücke vom Ellbogen verloren, beim Umheben vom Behandlungstisch fällt noch ein daumengroßer Granatsplitter zu Boden, der in seinem Po steckt. Er habe, sagt ein Sanitäter, „traumatologisch gesehen absolut Glück gehabt: Herz, Hirn, innere Organe, alles unversehrt. Der überlebt. In zwei, drei Monaten kann er wieder an die Front.“ Nur ob er seinen Arm wieder strecken können, sei nicht ganz klar. „Und jetzt raus hier“, sie müssten den Behandlungstisch sofort sauber machen. Für den nächsten.

Die zerschnittenen Hosen, blutigen Jacken landen in großen Mülltüten. Telefone, Talismane, Ausweise kommen in Klarsichttüten und werden den Versehrten hintergeschickt, die auf Krankenhäuser im ganzen Land verteilt werden. Nur die Stiefel landen vor der Tür des Behandlungsraums. Eine sehr lange Reihe zieht sich die Wand entlang.

Aber wozu das alles? Warum will Russland um den Preis zahlloser Toter ausgerechnet Bachmut erobern? Es ist dieselbe Frage, die immer wieder von ukrainischen Militärs und sogar dem Vizekommandeur einer tschetschenischen Freiwilligeneinheit in Bachmut zu hören ist: „Was wollen die mit einer Stadt im Talkessel, die schwer zu verteidigen, mühelos von oben zu beschießen ist?“ Nicht einmal im Zweiten Weltkrieg sei lange um Bachmut gekämpft worden. Die Antwort liefern sie meistens mit. Ihre Stadt sei zur Arena Moskauer Diadochenkämpfe geworden. Es gehe darum, wer Bachmut erobern könne. Jewgenij Prigoschin und seine private Wagner-Truppe aus Söldnern und entlassenen Strafgefangenen? Oder die regulären Streitkräfte unter

Oberbefehlshaber Walerij Gerassimow? Was der Armee im Sommer nicht gelang, wollte Prigoschin schaffen, aber Wagner kam nur bis Soledar. In Bachmut habe Prigoschins Truppe so horrenden Verluste erlitten, dass seit Beginn der letzten Januarwoche nun wieder reguläre Soldaten gesichtet würden. Dass sie Bachmut auf Dauer halten könnten, sagt keiner der Ukrainer.

Am nächsten Morgen hängt Nebel tief über den Hügeln, dämpft den Lärm aus der Ferne. Margarita Popowitsch, 95, ist am Samstagmittag gestorben, friedlich, sagt ihre Tochter, die mit der Nachbarin gekommen ist. Die erste Beerdigung dieser Woche mit Trauergästen. Der Friedhof von Tschassiw Jar, 20 Minuten Autofahrt westlich von Bachmut, ist der letzte sichere Ort für Bestattungen. Er liegt schön, mit Blick über die Wiesen, Waldraine und Bachmut in der Ferne.

Es wird eine kurze Zeremonie. Petja sagt ein paar Worte, die der Wind davonträgt, gießt eine Flasche mit Weihwasser über den Sarg. Die Tochter der Toten hatte es vorsorglich beschafft, als die Kirchen noch offen waren. Mit Brecheisen müssen die Männer die gefrorene Erde aufreißen, um das Grab wieder zuschütten zu können. Zum Ausheben kommt alle paar Wochen ein großer Bagger vorbei und schaufelt eine weitere Reihe Gräber auf Vorrat. Am Ende kommen die beiden Blumengebinde aus Plastik auf den Erdhügel und das Kreuz mit der Plastiktafel ans Ende.

„Wir brauchen Nägel, verdammt“, grantelt Serhij beim Losfahren, kleine Nägel für die Särge, die es auf dem winzigen Markt nicht gibt. Und sie müssen weiter, die nächste Leiche abholen. Ein namenloser Mann, um die 60, vermutlich ein Obdachloser. Tief im Süden Bachmuts, hart an der Grenze des Betretbaren. Sie seien ja nicht lebensmüde, sagen sie. Den Leichnam hätten Nachbarn in ein verlassenes Haus geschleift, damit die Hunde sich nicht über ihn her machten. Petja holt den Leichensack, Andrej die Einweghandschuhe, Serhij schließt den Motor kurz, dann ruckelt der Wagen zwischen umgestürzten Bäumen und Trümmerteilen nach Süden.

Der Mann ist rasch gefunden, er trägt einen struppigen Bart, abgerissene Kleidung. Im Hinterkopf hat er eine Schusswunde. Die Nachbarin, die das Tor aufgeschlossen hat, hebt die Arme: So hätten sie ihn schon auf der Straße gefunden. Die anderen rätseln: Vielleicht habe er versucht, nachts irgendwo einzubrechen? Das wäre keine kluge Idee so nahe der Front. Aber ein Toter ohne Papiere, den niemand kennt? Petja breitet den grauen Plastiksack mit den seitlichen Griffen aus, die anderen legen die gefrorene Leiche hinein. Auf kürzestem Weg geht es zum Friedhof. Sie hieven den Sack in die vorletzte offene Grube, auf seinem Schild steht nur: „Unbekannter Mann – 2023“.

Zurück im Büro, Wowa ist wieder aufgetaucht. Auferstanden von den Totgeglaubten. Seine Splitterwunden sind versorgt, aber er stottert, bis die Worte ihren Weg finden. In vielen kleinen Sätzen erzählt er den restlichen Teil der Geschichte. Die Granate habe ihn verletzt, einem Radfahrer vor ihm beide Beine in Stücke gerissen. „Ich bin hin zu ihm,

habe Draht gefunden, die blutenden Beine abgebunden, ihn in eine Garage gezogen. Habe gerufen, niemand kam. Bin dann zurück über die Brücke, bis Soldaten mich gefunden haben.“

Nach einer Stunde seien sie beim Schwerverletzten angekommen, den sie lebend ins Krankenhaus nach Kramatorsk, 60 Kilometer entfernt, brachten. Wowa wollten sie ebenfalls mitnehmen, „aber mir war doch fast nichts passiert.“ Er schleppte sich zurück in die Hölle von Sabachmutka, blieb vier Tage im Bett liegen, in seinem letzten verbliebenen Zimmer. Auch Kostja findet, dass doch alles gut gegangen sei: „Letzte Nacht war gut, also der Heimweg war gut. Nur dann wäre ich beinahe im Hof erschossen worden“, eine Kugel sei zischend an ihm vorbeigefahren, als er rauchend draußen gestanden habe.

Rauchen sei gefährlich, sagt Wiktorija: „Draußen, meine ich.“ Iwan, der Chef, habe ihnen ja verboten, drinnen zu rauchen, das sei pietätlos. Während die anderen draußen beim Friedhof waren, schlug gegen halb elf eine Granate auf der Kreuzung ein, kaum 30 Meter von der Tür zum Bestattungsinstitut entfernt. Weil Iwan nicht da ist, holen jetzt alle ihre Zigarettenspackungen raus. Wowa stößt irgendwo noch eine Wodkaflasche auf, Serhij hat Kekse und Äpfel dabei, und dann wird Wowas wundersame Wiederkehr gefeiert. Eilig, aber als um halb zwei alle gehen, ist die Flasche leer.

Am Tag nach dem Fest sind die Einschläge zurück. Russische Raketen treffen ab dem letzten Januartag wieder das Zentrum von Bachmut. Im Bestattungsinstitut an der Straße des Friedens lauscht Serhij den Explosionen, dem Bersen und Krachen danach. Alle Härte ist aus seinen Zügen gewichen. „Morgen werden wir zu tun haben“, sagt er.

Später steigen aus einer kahlen Eiche zwischen den Ruinen ein paar Krähen auf, als der Boden zittert unter zwei schweren Detonationen. Doch der riesige Rest des Krähenschwarms im Baum bleibt einfach sitzen, unbewegt, ungerührt.

→ Im Januar und Februar 2023 recherchierten wir (Autor Christoph Reuter, die Fotografin Johanna-Maria Fritz und der ukrainischer Übersetzer Kostja Kalugin) vier Wochen lang in Bachmut, der umkämpften Stadt an der Frontlinie in der ostukrainischen Donbass-Region. Über die letzten ausharrenden Vertreter der Stadtverwaltung kamen wir in Kontakt mit dem örtlichen Bestattungsunternehmen, dessen Mitarbeiter unter Beschuss weiterarbeiteten – um die Toten aus den Ruinen zu bergen und sie würdevoll zu bestatten.

Wir folgten ihnen eine Woche lang, besuchten ihre Werkstatt, begleiteten sie, um die Leichen zu holen, an die Orte, wo sie die notwendigen Dokumente für die Sterbeurkunden beantragen, erhalten, gestempelt bekommen sollten – bis es zu gefährlich wurde, ihr Büro im Stadtzentrum aufzusuchen und sie zu begleiten. Die Einschläge der russischen Artillerie kamen näher. Wenige Tage, nachdem wir unsere Recherchen beendet hatten, stellten auch die Bestatter ihre Arbeit ein: „Jetzt werden die Toten in Bachmut nicht mehr begraben.“

© Julian Busch/Der Spiegel



Text: Christoph Reuter, Jg. 1968, studierte Islamwissenschaft und Arabistik, besuchte die Henri-Nannen-Schule, arbeitete frei für Zeitungen und Magazine. 2002–2011 beim „Stern“, u. a. als Korrespondent in Bagdad und Kabul. Seit 2011 beim „Spiegel“, 2012–2022 in Beirut, seither in Berlin.

© Jim Huybreck



Fotos: Johanna-Maria Fritz teilt ihre Zeit als Fotografin zwischen der Ukraine und dem Nahen Osten auf. Sie wurde an der Ostkreuzschule für Fotografie ausgebildet. Seit 2019 Mitglied der Ostkreuz-Agentur. Verschiedene Auszeichnungen, u. a. Inge-Morath-Preis und Friedenspreis für Fotografie.